

Cees  
Nooteboom  
Philip und  
die anderen

Roman



Suhrkamp

In *Philip und die anderen* erzählt Cees Nooteboom von einem jungen Mann, der – einem traumhaften chinesischen Mädchen auf der Spur – quer durch Europa trampft, von Bekanntschaft zu Bekanntschaft eilt und in den Jugendherbergen und auf den Straßen seine »Schule des Lebens« besucht. In sieben Kapiteln entfaltet Nooteboom, der »fabulierende Magier« (*Frankfurter Allgemeine Zeitung*), ein melancholisches Märchen, in dem die Erotik keine nebensächliche Rolle spielt.

*Philip und die anderen* ist der Erstling des Autors, vor gut fünfzig Jahren geschrieben und als Kultbuch von Generation zu Generation weitergereicht.

»Leicht wie die Luft und schwer wie der Regen, flüchtig wie ein Gedanke und schmerzlich wie eine Erinnerung ... Man liest, man staunt und wird verzaubert wie von einem großen Traum. Nootebooms erster Roman besitzt die Altersweisheit eines Kindes, das noch wenig erlebt hat, aber schon alles erinnert, das noch nicht viel weiß, aber schon alles versteht. Aber der Kern von Nootebooms Kunst, hier ist er schon, dieses unvergleichliche Ineinandergehen von Poesie und Philosophie.« *Ulrich Greiner, Die Zeit*

Cees Nooteboom, geboren 1933 in Den Haag, lebt in Amsterdam und auf Menorca. Sein Werk wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.

Die Originalausgabe erschien 1955 unter dem Titel *Philip en de anderen* bei Em. Querido's Uitgeverij NV, Amsterdam. 1958 erschien die deutsche Übersetzung von Josef Tichy unter dem Titel *Das Paradies ist nebenan* beim Eugen Diederichs Verlag, Köln.  
Umschlagfoto: Detlef Odenhausen

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Der vorliegende Text folgt der 1. Auflage der Erstausgabe im Suhrkamp Hauptprogramm, 2003.

© Cees Nooteboom 1955

Copyright der deutschen Ausgabe in der Neuübersetzung von Helga van Beuningen: © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003

Copyright des Nachworts © 2003 Rüdiger Safranski

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

Umschlaggestaltung: Göllner, Michels, Zegarzewski

eISBN 978-3-518-73513-8

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

Cees Nooteboom  
Philip und die anderen

Roman

Suhrkamp

# Inhalt

## **Buch eins**

1

2

## **Buch zwei**

1

2

3

4

5

**Rüdiger Safranski**

**Nachwort zu *Philip und die anderen***

*Pour Nicole et pour notre ami aux cheveux gris*

*Ces povres resveurs, ces amoureux enfants*

Constantijn Huygens

*Je rêve que je dors, je rêve que je rêve*

Paul Éluard

# Buch eins

## 1

Mein Onkel Antonin Alexander war ein merkwürdiger Mann. Als ich ihn zum erstenmal sah, war ich zehn Jahre alt und er ungefähr siebzig. Er wohnte in einem häßlichen, riesengroßen Haus im Gooi, das vollgestopft war mit den eigenartigsten, nutzlosesten und scheußlichsten Möbeln. Ich war damals noch sehr klein und kam nicht an die Klingel. Gegen die Tür zu hämmern oder mit der Klappe des Briefkastenschlitzes zu klappern, wie ich es sonst immer machte, traute ich mich hier nicht. Ratlos ging ich schließlich um das Haus herum. Mein Onkel Alexander saß in einem wackligen Sessel aus verblichenem violetten Plüsch mit drei gelblichen Schondeckchen, und er war tatsächlich der merkwürdigste Mann, den ich je gesehen hatte. An jeder Hand trug er zwei Ringe, und erst später, als ich nach sechs Jahren zum zweitenmal zu ihm kam, diesmal um zu bleiben, konnte ich erkennen, daß das Gold Messing war und die roten und grünen Steine (ich habe einen Onkel, der trägt Rubine und Smaragde) buntes Glas.

»Bist du Philip?« fragte er.

»Ja, Onkel«, sagte ich zu der Gestalt im Sessel. Ich sah nur die Hände. Der Kopf lag im Schatten.

»Hast du mir etwas mitgebracht?« fragte die Stimme wieder. Ich hatte nichts mitgebracht und sagte: »Ich glaube nicht, Onkel.«

»Du mußt doch etwas mitbringen.«

Ich glaube nicht, daß ich das damals komisch fand. Wenn jemand kam, mußte er eigentlich etwas mitbringen. Ich stellte mein Köfferchen ab und ging zurück auf die Straße. Im Garten neben dem meines Onkels Alexander hatte ich Rhododendren gesehen, und ich schlich vorsichtig durch die Pforte und schnitt mit meinem Taschenmesser ein paar Blüten ab.

Wieder stand ich vor der Terrasse.

»Ich habe dir Blumen mitgebracht, Onkel«, sagte ich. Er stand auf, und nun sah ich auch sein Gesicht.

»Ich weiß das außerordentlich zu schätzen«, sagte er und verbeugte sich leicht. »Wollen wir ein Fest feiern?« Er wartete meine Antwort nicht ab und zog mich an der Hand ins Haus. Irgendwo knipste er eine kleine Lampe an, so daß das sonderbare Zimmer gelblich erleuchtet wurde. In der Mitte dieses Zimmers standen lauter Stühle – an den Wänden drei Sofas mit vielen weichen Kissen in Beige und Grau. Vor der Wand mit den Terrassentüren stand eine Art Klavier, das, wie ich später erfuhr, ein Cembalo war.

Er wies auf ein Sofa und sagte: »Leg dich hin, nimm dir viele Kissen.« Er selbst legte sich auf ein anderes Sofa, an der Wand mir gegenüber, und dann konnte ich ihn wegen der hohen Rücken der Stühle nicht mehr sehen, die zwischen uns standen. »Wir müssen also ein Fest feiern«, sagte er. »Was machst du gern?«

Ich las gern, und ich sah mir gern Bilder an, aber das kann man auf einem Fest nicht machen, dachte ich, also sagte ich das nicht. Ich dachte kurz nach und sagte dann: »Spätabends mit dem Bus fahren, oder nachts.«

Ich wartete auf Zustimmung, aber die kam nicht.

»Am Wasser sitzen«, sagte ich, »und im Regen herumgehen und manchmal jemanden küssen.«

»Wen?« fragte er. »Niemand, den ich kenne«, sagte ich, aber das stimmte nicht.

Ich hörte, wie er aufstand und zu meinem Sofa kam.

»Wir feiern ein Fest«, sagte er, »als erstes fahren wir mit dem Bus nach Loenen und dann wieder zurück nach Loosdrecht. Dort setzen wir uns ans Wasser, und vielleicht trinken wir etwas. Danach fahren wir mit dem Bus wieder nach Hause. Komm.«

So habe ich meinen Onkel Alexander kennengelernt. Er hatte ein altes, weißliches Gesicht, in dem alle Linien nach unten liefen, eine schöne, dünne Nase und dicke schwarze Augenbrauen wie ein alter, zotteliger Vogel.

Sein Mund war lang und rosig, und meist trug mein Onkel Alexander ein Judenkäppchen, obwohl er kein Jude war. Ich glaube, er war kahl unter dem Käppchen, aber sicher bin ich mir da nicht. An diesem Abend fand das erste richtige Fest statt, das ich je erlebt hatte.

Es waren kaum Leute im Bus, und ich dachte, ein Autobus bei Nacht ist wie eine Insel, auf der man fast allein lebt. Man kann sein eigenes Gesicht in den Fensterscheiben sehen und hört das leise Reden der Leute wie Farben am Geräusch des Motors. Das gelbe Licht der kleinen Lämpchen verwandelt die Dinge drinnen und draußen, und das Nickel ruckelt wegen der Steine auf der Straße. Weil so wenige Leute mitfahren, hält der Bus fast nie, und man kann sich vorstellen, wie er von außen aussehen muß, wenn er den Deich entlangfährt, mit den großen Augen vorn, den gelben Vierecken der Fenster und dem roten Licht hinten.

Mein Onkel Alexander setzte sich nicht neben mich, er ging in eine ganz andere Ecke, »denn sonst ist es kein Fest mehr, wenn man miteinander reden muß«, sagte er. Und das stimmt.

Wenn ich in der Fensterscheibe nach hinten schaute, sah ich ihn. Es war, als schlief er, aber seine Hände bewegten sich über das Köfferchen, das er mitgenommen hatte. Ich hätte ihn gern gefragt, was darin war, aber ich dachte, er würde es vielleicht nicht sagen.

In Loosdrecht stiegen wir aus und gingen, bis wir zum Teich kamen.

Dort machte mein Onkel Alexander das Köfferchen auf und nahm ein Stück altes Segeltuch heraus, das er auf das Gras legte, weil es so naß war.

Wir setzten uns mit dem Gesicht zum Mond hin, der grünlich vor uns im Wasser schaukelte, und hörten die Schritte der Kühe auf der Wiese hinter dem Deich. Nebelschwaden und kleine Dunstschleier waren über dem Wasser und merkwürdige kleine Nachtgeräusche, so daß ich zunächst nicht merkte, daß mein Onkel Alexander wohl leise weinte.

Ich sagte: »Weinst du, Onkel?«

»Nein, ich weine nicht«, sagte mein Onkel, und da war ich mir sicher, daß er weinte, und fragte ihn: »Warum bist du nicht verheiratet?« Aber er sagte: »Ich bin verheiratet. Ich bin mit mir selbst verheiratet.« Und er trank etwas aus einer kleinen, flachen Flasche, die er in seiner Innentasche

hatte (Courvoisier stand darauf, was ich damals nicht aussprechen konnte), und fuhr fort: »Ich bin verheiratet. Hast du schon mal etwas von den Metamorphosen des Ovid gehört?«

Davon hatte ich noch nie gehört, aber er sagte, das mache nichts, denn das eine habe mit dem anderen eigentlich auch nicht viel zu tun.

»Ich bin mit mir selbst verheiratet«, sagte er. »Nicht mit mir selbst, wie ich anfangs war, sondern mit einer Erinnerung, die ›ich‹ geworden ist. Verstehst du das?« fragte er.

»Nein, Onkel«, sagte ich.

»Gut«, sagte mein Onkel Alexander und fragte dann, ob ich Appetit auf Schokolade hätte, aber ich mochte keine Schokolade, und so aß er die Riegel, die er für mich mitgenommen hatte, selbst auf. Danach falteten wir das Segeltuch wieder zu einem kleinen Viereck zusammen und legten es in das Köfferchen. Wir gingen über den Deich zurück zur Bushaltestelle, und als wir zu den Häusern der Leute kamen, rochen wir den Jasmin und hörten, wie das Wasser sacht gegen die kleinen Ruderboote am Steg schlug. An der Bushaltestelle sahen wir ein Mädchen in einem roten Mantel, das sich von seinem Freund verabschiedete. Ich sah, wie sie mit einer schnellen Bewegung ihre Hand in seinen Nacken legte und seinen Kopf an ihren Mund zog. Sie küßte ihn auf den Mund, nur ganz kurz, und stieg dann schnell ein. Als wir in den Bus kamen, war sie bereits eine andere geworden. Mein Onkel Alexander setzte sich neben mich, woraus ich schloß, daß das Fest vorbei war. In Hilversum half der Schaffner ihm beim Aussteigen, denn er war jetzt sehr müde geworden und sah ganz, ganz alt aus

»Heute nacht werde ich für dich spielen«, sagte er, denn es war Nacht geworden und sehr still auf der Straße.

»Wie spielen?« fragte ich, aber er gab keine Antwort. Eigentlich achtete er nicht mehr sehr auf mich, auch nicht, als wir wieder zu Hause waren, im Wohnzimmer.

Er setzte sich an das Cembalo, und ich stellte mich hinter ihn und schaute auf seine Hände, die den Schlüssel zweimal herumdrehten und danach den Deckel aufklappten. »Partita«, sagte er, »Sinfonia«, und er

begann zu spielen. Ich hatte so etwas noch nie zuvor gehört und dachte, nur mein Onkel Alexander könne das. Es klang wie aus einer fernen Vergangenheit, und als ich mich wieder auf mein Sofa legte, rückte es sehr weit weg.

Ich konnte alle möglichen Dinge im Garten sehen, und mir war, als gehöre alles zu der Musik und zum leisen Schnaufen meines Onkels Alexander.

Von Zeit zu Zeit sagte er unvermittelt etwas.

»Sarabande«, rief er, »Sarabande.« Und später: »Menuett.«

Das Zimmer füllte sich mit den Klängen, und ich wünschte, er würde nie aufhören, aber ich spürte, daß es fast zu Ende war. Als er nicht mehr spielte, hörte ich, wie er keuchte, denn er war schon ein alter Mann. Er blieb für einen Moment so sitzen, doch dann stand er auf und wandte sich mir zu. Seine Augen leuchteten, und sie waren sehr groß und dunkelgrün, und er wedelte mit seinen großen weißen Händen.

»Warum stehst du nicht auf?« sagte er, »du mußt aufstehen.«

Ich stand auf und ging zu ihm.

»Das ist Herr Bach«, sagte er.

Ich sah niemanden, aber er mußte jemanden sehen, denn er lachte so merkwürdig und sagte: »Und das ist Philip, Philip Emanuel.«

Ich wußte nicht, daß ich auch Emanuel hieß, aber man hat mir später erzählt, mein Onkel Alexander habe bei meiner Geburt darauf gedrängt, weil einer der Söhne Bachs so hieß.

»Gib Herrn Bach die Hand«, sagte mein Onkel. »Na los, gib ihm die Hand.«

Ich glaube nicht, daß ich Angst hatte – ich streckte die Hand aus und tat so, als schüttelte ich eine Hand. An der Wand sah ich plötzlich einen Stich – einen dicken Mann mit vielen Locken, der mich freundlich, aber aus großer Ferne ansah.

J. S. Bach stand darunter.

»Gut so«, sagte mein Onkel, »gut so.«

»Darf ich jetzt ins Bett gehen, Onkel?« fragte ich, denn ich war sehr müde.

»Ins Bett? Ja, natürlich, wir müssen schlafen«, sagte er und brachte mich in ein kleines Zimmer mit gelber Blümchentapete und einem alten eisernen Bettgestell mit Messingknaufen.

»In dem grauen Schränkchen steht ein Topf«, sagte er und ging. Ich schlief sofort ein.

Am nächsten Morgen wachte ich auf, weil die Sonne durch die Glasscheibe warm hereinschien. Ich rührte mich nicht, denn um mich herum waren viele merkwürdige Dinge.

Neben mir auf dem grauen Schränkchen standen die Rhododendronblüten, die ich am Abend für meinen Onkel Alexander gepflückt hatte. In der Nacht hatten sie da nicht gestanden, da war ich mir sicher, also mußte er sie, während ich schlief, dort hingestellt haben. An der Wand hingen vier Gegenstände. Ein Artikel aus einer Zeitung, fein säuberlich ausgeschnitten und mit vier Messingreißzwecken angeheftet. Er war völlig vergilbt, aber ich konnte die Buchstaben noch gut lesen. Da stand: Schiffsabfahrten und -positionen – 12. September 1910. Daneben hing ein altes Bild hinter Glas, in einem schwarzlackierten Rahmen. Zwischen dem Bild und dem Glas hatte sich viel Staub angesammelt, so daß die Farben blaß geworden waren. »Return from school« stand darauf, und ein Junge in Kniebundhose und mit einem breitkrempigen Hut sprang aus einer Kutsche mit zwei Pferden und lief schnell zu seiner Mutter, die an der Tür mit ausgebreiteten Armen auf ihn wartete. Im Garten des Hauses blühten große gelbe und blaue Blumen, die ich in Wirklichkeit noch nie gesehen hatte.

An der anderen Wand hing ein Schwimmerzeugnis A. Brust- und Rückenschwimmen, und darauf war mit dünnen spitzen Buchstaben geschrieben: Inhaber Paul Sweeloo. Genau darüber hing ein großes, vergilbtes, auf Karton aufgezogenes Foto eines indonesischen Jungen mit sehr großen Augen und einem Pony in der Stirn, wie auch ich ihn trage.

Ich stieg langsam aus dem Bett, um nach unten zu gehen. Mein Zimmer lag an einem langen Flur, an dem noch viele andere Zimmer lagen. An allen Türen horchte ich, ob mein Onkel Alexander vielleicht drinnen war,